

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 253

Posen, den 3. November 1929

3. Jahrg.



(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe doch die Wahrheit gesprochen,“ stammelte sie sinnlos vor Furcht.

„Ja. — Sie haben die Wahrheit gesprochen.“

„Was wollen Sie denn noch?“

„Werden Sie Nana Koskoshny zu einem Bilde sitzen?“

Er war also wirklich verrückt. Verrückten muß man recht geben! Immer recht geben und zu allem „Ja“ sagen, was sie wollen. „Wenn Sie also durchaus wünschen, Nikolaus Dimitri, stehe ich natürlich Fräulein Koskoshny gerne zur Verfügung.“ Sie suchte möglichsie Sicherheit in ihre Stimme zu bringen.

„Es wäre sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau.“

„Herrgott! War das nun Verstellung? War er normal oder übergeschnappt? Marion tastete im Unklaren. Was wollte er denn noch? Sie überhörte, was er sagte. Er mußte es wiederholen: Wann sie für Nana zu sprechen wäre.“

„Ich werde das mit der Dame noch selbst vereinbaren! — Sind Sie nun zufrieden?“

„Ich wollte sonst nichts erbitten.“

Er schien doch ganz normal zu sein, denn er streifte seine Handschuhe über und verneigte sich. „Meinen ergebensten Dank, gnädige Frau. Gestatten Sie, daß ich mich empfehle.“

Sie ging noch mit bis zur Türe, dann befaß sie gerade noch soviel Kraft, zum nächsten Stuhl zu kommen. Dort brach sie zusammen. Gut, daß niemand sie in dieser Minute sah. Wie feige sie sich benommen hatte und wie beschämend das war. Sie hatte vor ihm die Segel gestrichen in der Furcht, einen Irrenhäusler vor sich zu haben und er ging nun hin zu seiner Freundin und erzählte ihr, wie lächerlich sich Marion Luney benommen hatte. Und beide spotteten ihrer und freuten sich seines Triumphes.

Vielleicht war ihre Annahme irrig. Er hatte gar nicht nach Spott und Lachen ausgesehen. Sie hob sich aus dem Stuhle und ging nach ihrem Schreibzimmer hinüber. Die Feder raschelte.

„Soll der Brief zur Post kommen?“ fragte die Jose, als eine halbe Stunde später ein großer Büttenumschlag mit Adresse und Marke auf dem Silberteller lag.

„Es hat Zeit bis zum Abend.“ Frau Marion wollte sich noch einmal besinnen.

Aber als der Brief gegen 6 Uhr nachmittags noch immer auf dem Teller lag, gab ihn Siga zur Beförderung.

Ragel schalt, als Nana ihm erklärte, man könnte ihn jetzt vom Atelier nach seinem Zimmer hinunterbringen. Die Luft hier oben sei seiner Genesung hinderlich. Sie war sonst so füglam. Dieses Mal setzte sie ihren Willen durch.

Er machte zwei Tage ein Gesicht wie ein gekränkter Pascha, dann fand er, daß sie Recht hatte. Es war doch ein Vergnügen, auch etwas Sonne zu haben, die man droben im Atelier das ganze Jahr entbehrte. Wenn man die Fenster öffnete, bekam er ab und zu auch einen Laut von der Straße herauf zu hören: Ein Kinderlachen! Die Hupe eines Autos! Wandervogel, die durch die Vorstadt sangen!

„Du bist zufrieden, Hanno?“ Nana lehnte sich etwas angstvoll über die Kissen.

Er lachte. „Wie du siehst. Ein Kino hab ich auch! — Er sah nach der Decke, wo alles, was sich auf der Straße abspielte, in Schattensbildern vorübergaufelte.“

Sie atmete erleichtert auf. Er bekam wieder Humor, das würde sein Genesen wesentlich beschleunigen.

Gegen drei Uhr nachmittags kam ein leichter Schritt an seinem Zimmer vorüber. Er horchte ihm nach, bis er sich oben in der Manjarde verlor. Bekam Nana Besuch? — Oder Dimitri? — Wohl Nana. Denn es war eine Frau gewesen. Männer haben schwerere Schritte. Ihr Tritt war härter.

Oben im Türrahmen des Ateliers stand Nana Koskoshny und begrüßte Frau Marion, die ihr mit kühlem Blick entgegen sah.

„Sie haben meinen Brief erhalten?“

„Seien Sie vielmals bedankt, gnädige Frau.“

„Defter als fünf- bis sechsmal kan ich nicht kommen.“

„Es genügt vollständig.“

Nana hatte so viel guten Willen gehabt, hatte Blumen ans Fenster gestellt, den Tisch geschmückt und hielt ein Glas Wein und etwas Konfekt bereit. Mit keinem Worte wollte sie daran rühren, daß Hanno um dieser Frau willen beinahe zugrunde gegangen war. Aber nun ging es doch fast über ihre Kraft, die Ruhe zu bewahren.

Wie die Diva im Stuhle saß: Ganz Königin! Ganz stolze, hochmütige Unnahbarkeit! Ein paarmal suchte Nana nach ihren Augen. Nichts als starre fremde Kälte sprach aus ihnen.

Warum war sie denn gekommen? Warum hatte sie ihr denn die Bitte erfüllt? Wenn nun doch jede ihrer Bewegungen eifige Abwehr zeigte? — Wenn das so blieb, wurde es unmöglich, ihre Augen auf die Leinwand zu bringen. Es mußte ein Zerrbild werden. Sie verbesserte an den Händen, am Faltenwurf des Kleides, am Ansatz des Halses.

Es würde ein Stückwerk bleiben. Nichts als eine unvollkommene armselige Stümperarbeit. Und sie hatte Ragel damit zu erfreuen gehofft und noch eine andere Erwartung damit getragen. Das war nun alles aus und vorbei.

Drei Tage ging das so. Die beiden Frauen saßen sich im eifigen Schweigen gegenüber. Marion träumte durch das Fenster und sah den Vögeln nach, die draußen vorüberjagten. Nana schaffte mit fiebernden Händen an der Staffelei, korrigierte, verbesserte und machte doch alles nur schlechter.

Es wurde nichts.

Sie ließ den Pinsel fallen, so erregte es sie, als Marion am dritten Tage ohne jede Veranlassung, das Wort an sie richtete: „Wem gehören Sie nun eigentlich? — Herrn Ragel oder Nikolaus Dimitri?“

Ein Rot der Empörung flammte über Nanas Gesicht. „Gnädige Frau, was berechtigt Sie, mich in dieser Weise zu beschimpfen?“

Marion nahm lässig einen Seidenfaden, der sich an ihr Samtkleid hängt hatte und ließ ihn zu Boden tanzen. „Gott — wundert Sie das? — Sie leben mit Herrn Ragel zusammen, dann teilen Sie wieder mit Dimitri Stube und Bett.“

„Frau Luney! — — —“

Die Platte war Nana entglitten und lag in Scherben am Boden, daß die Farben ineinanderflossen. Das Mädchen hatte kein Gefühl mehr, außer dem einer würgenden Scham, daß diese Frau es wagte, sie mit Schmutz zu bewerfen.

Sie deckte beide Hände über das Gesicht und weinte. Es war ein erschütternd hilfloses Weinen, das durch den Raum bis zu Marion herüberklang und dieser durch die Nerven schnitt.

Es wäre vielleicht besser gewesen, nicht zu kommen. Dann behäglich sie doch ein menschliches Rühren. Die Kleine konnte vielleicht gar nichts dafür, daß sie zwei Männern angehörte. Einmal betreute sie der, das nächste Mal der andere. Vielleicht war sie auch arm und Ragel und Dimitri unterstützten sie mit ihrem Gelde.

Sie stand auf und kam zu Nana herüber. „Liebes Kind, das ist doch noch kein Grund, um verzweifelt zu sein.“ Sie berührte den weißen Mädchenarm und strich darüber hin.

Als Nanas Hände fielen, sahen zwei erlöschene Augen in die ihren: „Ich habe weder Rachel, noch Nikola, noch einem anderen gehört.“

Marion war schon wieder verärgert. „Dann hat mich Dimitri belogen.“

„Belogen?“

„Er gab zu, daß Sie öfter in seinem Bette geschlafen haben — ich selbst habe Sie einmal dort angetroffen. Sie ruhten so gut und erwachten nicht.“

In Nanas Blick schrie helles Entsetzen. Dann schoß das Erinnern auf. Wie eine Rakete, die durch die Nacht zum Himmel schwirrt: Raghels Vorwurf damals und heute der dieser Frau! — Sie rang nach Sammlung, nach Atem. Es dauerte lange, bis sie imstande war, eine Erklärung abzugeben.

Marions Gedanken bohrten sich wie durch eine dicke Mauer. Das Herz tat ihr plötzlich zum Aufschreien weh. Das hatte ja alles seine Richtigkeit, was dieses Mädchen sagte und sie hatte Dimitri seine Liebe vor die Füße geworfen und ihn gefoltert wie kein zweiter Mensch es so kalt und überlegen zustande gebracht hätte.

„Sie werden verzeihen, Nana! — Ich konnte nicht wissen, daß es sich so verhält.“ Ihre schmalen kleinen Hände streckten sich denen des Mädchens entgegen. Nana legte die ihren hinein: „Lassen wir's für heute gut sein, liebes Kind! Ich komme ja doch noch öfter. Jetzt will ich noch rasch einen Sprung zu Niki hinübermachen.“

Enttäuscht kam sie nach kurzer Zeit zurück. „Er ist nicht zu Hause.“

Nana wußte es besser: Er hatte sich eingeriegelt.

Erst am dritten Tage gelang es der Diva, ihn abzufassen, als er eben die Treppe heraufkam.

„Kann ich Sie einen Moment sprechen, Herr Dimitri?“

„Ich stehe zur Verfügung.“ Er machte keine Miene, ihr sein Zimmer zu öffnen.

Auf dem zugigen Speicherstuhl stehend, bot sie ihm die Hand. „Ich war im Unrecht, Niki! — Vergib mir!“

„Ich habe vergeben, gnädige Frau.“

Sie biß sich fast die Lippen entzwei. Das war deutlich! Er war doch ein Narr. Eine Marion Tuney hat nur „einmal“ um Verzeihung! — Ein zweites Mal nicht wieder, auch wenn alles darunter zerbrach! Sie und er! — Alle beide.

Ihren Mantel an sich nehmend, ging sie die Treppe hinab. Er blieb stehen, bis die Türe unten ins Schloß fiel. Dann ging er nach seinem Zimmer und verriegelte.

Marion kam noch drei Tage, um Nana Koskoshny die Arbeit zu erleichtern. Das Bild war vortrefflich gelungen. „Was wollen Sie damit machen?“ fragte sie das Mädchen und zerpflückte eine Rose, die sie aus der Vase genommen hatte.

„Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, möchte ich es in die Kunstausstellung zu Senke schicken.“

„Was gedenken Sie dafür zu bekommen?“

Nana schwieg. Dann sagte sie zögernd. „Ich muß erst warten, ob es gekauft wird.“

„— Mein Bild? —“

Nana erschraf. „Gnädige Frau, so war es nicht gemeint!“ — „Natürlich wird es gekauft! — Aber es wird nicht billig sein.“

„Ach so!“ Marion Tuney hatte ein Lächeln in den Augen. „Dreitausend Mark?“

„Ja.“

Die Diva pflückte gleichmütig an der Rose weiter, bis sie den blattlosen Stiel in Händen hielt. Es war die letzte Sitzung, welche sie Nana Koskoshny gewährt hatte. Das Bild war fertig.

Als Rachel vierzehn Tage später als Rekonvaleszent zum Atelier hinaufstieg, starrte er wortlos nach der Staffelei: Aus breitem, schwerem Goldrahmen sah ihm Marion Tuney entgegen.

„Nana.“

„Ist es so gut?“

„Es wird dir einen Namen machen!“

„Mir? — Es ist doch dein Bild, Hanno! Es war doch beinahe fertig? Ich habe nur die Augen hineingegeben. Sonst nichts.“

„Nach doch kein Gestülker,“ schalt er ärgerlich.

„Frau Tuney kann's bezeugen. Sie hat mir nur zu den Augen gefressen. Alles andere war schon auf der Leinwand. Ich habe nichts daran geändert.“

Rachel stand in einigen Metern Entfernung und konnte den Blick nicht davon losreißen.

„Setz' deinen Namen darunter,“ bat Nana. Sie merkte selbst, wie ihre Stimme dabei zitterte.

Er sah an ihrer schlanen Gestalt herab und verzog den Mund. „Für so einen Schandkerl hältst du mich, daß ich deine Arbeit für die meine ausbebe?“

„Hanno!“

„Du hast's gepinselt und ich schieb' das Geld ein! — So hast du das ausgeflügelt! Ja?“

„Ach Hanno.“

Er hielt die Hände in die Taschen seines Beinkleides ver-senkt und stellte sich breitpurig vor die Staffelei. „Gut ist es! — Sehr gut, sogar! — Genau solche Augen hat sie.“

Nana hörte den beißenden Spott heraus. „Schöne Augen“ wagte sie schüchtern zu bemerken.

„Natürlich! Das will ich meinen. Solche muß man doch haben, wenn man die Männer verrückt machen will.“

Sie geiraute sich kein Wort mehr zu sagen. So übelgelaunt war er schon lange nicht mehr gewesen. Aber bis zum Abend hatte sie ihn doch so weit, daß er seinen Namen unter das Bild setzte. Zwei Tage später wurde es in die Ausstellung gebracht. Von der ersten Stunde an war es von Beschauern unlagert.

„Die Tuney! — Fabelhaft getroffen!“ nieselten einige Leutnants. „Ein gottverdammtes schönes Weib!“

Der Star der Notizen-Filmgesellschaft“ hüftelte ein besserer Mensch und verschlang lästern die weißen, herrlichen Schul-tern, die schneelig aus dem dunklen Saum leuchteten.

„Was kost' se?“ Nathan Bonenkamp zückte den Bleistift, um den Scheck zu unterschreiben. Er wartete nur, bis der Leiter der Ausstellung die Summe nannte, welche der Maler verlangte.

„Sie ist vor einer Stunde verkauft worden.“

„Was sagen Sie?“

„Sie ist verkauft worden.“

„Die Tuney? — — —“

„Jawohl!“

„Ich biete nen Tausender mehr.“

„Das Bild ist verkauft, Herr Bonenkamp.“

„An wen verkauft?“ Der Jude schluckte nach Atem.

„Die Persönlichkeit wünscht nicht genannt zu werden.“

„Eine Dame?“

„Nein, selbstverständlich ein Herr!“

„Selbstverständlich,“ murmelte Bonenkamp wütend. „Selbst-verständlich!“ Er schraubte seinen Goldstift wieder zurück und steckte ihn in die Westentasche.

Rachel war in einem Taumel, der in einen Beistand auszuarten drohte. Aber er ließ sich nichts merken. Bewahret! — Obwohl — es verrenkte ihm fast die ganze Seele. Dreitausend Mark! Er war reicher wie Vanderbildt!

Und Nana natürlich auch. Nana gebührte die Hälfte davon. Es genügte doch auch noch das andere.

„Ich darf mir doch erlauben, Sie nach dem Namen des Herrn zu fragen, der mein Bild gekauft hat,“ wandte er sich an den Leiter der Ausstellung.

„Natürlich, Herr Rachel! Obwohl — es wurde der Wunsch ausgesprochen — wenn Sie darauf verzichten würden — so würde das sehr wohlwollend aufgenommen werden.“

„Hm!“ Der Künstler schwieg eine Weile, dann rang sich in ihm die Erkenntnis durch, daß es möglicherweise sehr von Vorteil für ihn sein konnte, wenn er den Wunsch des Käufers respektierte. Selbstverständlich war dieser ein Krösus. Krösusse haben Launen! Jedenfalls würde sich dieser den Namen des Malers merken und ihm auch fernere Aufträge übermitteln lassen. — Das gab den Ausschlag. Er tat keine weitere Frage mehr.

Der Betrag wurde ihm ausbezahlt. Er nahm ein Mietauto und fuhr durch die Stadt, machte Einkäufe: Wein, Früchte, Konfekt, Liköre, Blumen. Er mußte doch der Nana etwas mit nach Hause bringen.

Als er beladen wie ein Negerkuli die Treppe zum Atelier hinauf erklimmen hatte, und mit dem Ellbogen die Türe aufklickte, fand er das Nest — leer. Er warf das gesamte Zeug auf den Tisch und riß das Blatt in die Hand, welches mit einem Reißstift auf der Platte festgemacht war.

„Lieber Hanno!“

„Ich freue mich unendlich auf Deinen Erfolg! — Laß Dir's gut gehen.“

Nana.“

Nana? — Wie wurde ihm denn?

Er bekam einen ganz ekigen Geschmack im Munde und einen Krampf in den Fingern, daß er die Flasche, die ihm am nächsten stand, ergriff und gegen die Dielen feuertel Goldfarbener Lutta stand in einer öligen Lache am Boden. Dann folgte eine Flasche Wein! Ihr Inhalt sickerte in dünnem blutigem Gerinsel zwischen die Bretter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

Von Brigitte von Arnim.

Fräulein Riechen Schwertfänger ist eine Seele von Mensch, die keiner Fliege etwas zuleide tun kann. Sie ist die Güte und Nachgiebigkeit in Person. Nur eins zeichnet sie in besonderem Maße aus, nämlich: sie hat Prinzipien! Und zu diesen gehörte bis vor ganz kurzer Zeit der Grundsatz, keinem Bettler, der an ihre Tür klopft, Geld auszuhandigen. Nur Nahrungsmittel sollte er erhalten. — Geld verführt nur zu oft zum Verschwenden, während z. B. ein reelles Mittagessen einem hungrigen Menschen prachtvoll wieder auf die Beine helfen kann. — So dachte, wie gesagt, bisher Fräulein Riechen.

Wie es nun kam, daß sie von dieser Ansicht gänzlich geheilt wurde, das ist eine gar ernsthafte Geschichte! —

Klopft da eines Tags wieder einmal ein zerlumpter Vagabund an Riechens Tür mit der hübschen, altertümlichen Messingklinte. Es ist ein älterer Mann, hager und elendiglich anzuschauen, mit kleinen Schweinsäuglein, die er jetzt bittend zu Fräulein Riechen aufschlägt. Das alte Dämchen betrachtet den Mann mitleidig. Jawohl, er soll etwas erhalten. Zwar kein Geld, denn dafür ist sie nun einmal nicht. Aber den Rest ihres Mittagessens, schöne Erbsuppe, den kann er bekommen. Sie wird ihm sogleich etwas bringen.

Der Bettler murmelt etwas wie einen leisen Dank und nimmt derweil auf dem Holzstuhelchen Platz, das in der Ecke des Treppenhauses neben dem Spiegel und Schirmständer mit dem Handschuhkasten steht. — Fräulein Schwertfänger bewohnt nämlich das Parterre eines kleinen Landhauses, etwas vor der Stadt. Sie hat es von ihren Eltern übernommen.

Während der Bettler im Hausflur wartet, hantiert das Dämchen mit geschäftiger Eile in der Küche herum, daß das Geschirr nur so klappert. Und bald darauf erscheint sie dann auch mit einem großen Teller voll köstlich duftender, herrlich dampfender Suppe. Den nimmt der Bettler in Empfang und macht sich alsdann an die Arbeit des Vertilgens, während Fräulein Riechen ihn rücksichtslos allein läßt. Er soll ganz ungestört und unbeobachtet sein während des Essens.

Fräulein Schwertfänger ist noch nicht ganz wieder bis zur Küche gekommen, da ist ihr, als hörte sie die Haustür ins Schloß fallen. Sie lauscht voller Erstaunen. Noch ein Besuch heute? — Aber als alles danach still bleibt, beschließt sie doch nachzusehen und kehrt in den Hausflur zurück. Sie findet ihn bereits leer vor. Der Bettler hat das Haus eilends verlassen. — Wann? denkt Fräulein Schwertfänger verwundert. Aber dann entdeckt sie den Suppenteller, der — seines Inhaltes beraubt — einsam auf dem Holzstuhelchen steht. Sie lächelt ein wenig.

Was muß der arme Mensch für einen Hunger gehabt haben! Geradezu heruntergeschluckt hat er ja die Suppel. Und mit gerührtem Kopfschütteln nimmt Fräulein Riechen den leeren Teller wieder mit, befriedigt von dem Ergebnis ihrer Menschenkenntnis. Geld hätte der Mann vielleicht in der nächsten Gastwirtschaft vergeudet, mit der Erbsuppe aber hat er etwas Solides, Kräftigendes im Magen, das ihm gut tun wird. Warum er nur so schnell verschwunden ist? Er hätte doch noch einen zweiten Teller haben können, der arme Mensch! Aber vielleicht ist er des vielen Essens schon ganz entwöhnt! Und leise vor sich hinsummend, spült Fräulein Riechen den Teller in der Küche wieder ab. Ihr Herz klopft froh und dankbar. —

Wochen sind darüber ins Land gegangen, und Fräulein Schwertfänger hat jenes unwichtige Erlebnis längst vergessen. Da will es der Himmel eines Tages, daß es nach langer Zeit der Dürre wieder einmal regnen soll. Es gießt wie mit Kannen.

Fräulein Riechen hat eine Besorgung zu machen und zieht sich dementsprechend an: die schwarze Mantille mit den Fliitterperlen, die altmodische Haube mit den Bindebändern, — die Gummischuhe. So, nun ist sie wohl ausgerüstet. Mit Pompadour und Parapluie bewaffnet, tritt sie vor ihre Haustür, blickt prüfend zum grauen Himmel empor, von dem es in Strömen gießt, und spannt geruhsam ihren Schirm auf. — Da — was ist das?! — Riechen Schwertfänger erstarrt zur Salzsäule.

Auf ihren Kopf mit der Bänderhaube, auf ihre schmalen

Schultern unter der Mantille, prasselt es und springt plötzlich herab, kleine, graugelbe, harte Kügelchen, — Erbsen! Jawohl, — getrocknete Erbsen! Und nun sieht sie auch die Innenseite des Schirmdaches, — total beschmutzt ist sie, verklebt von alter, angetrockneter Erbsensuppe! Das Vergelt des enttäuschten Bettlers. —

Wenn es nun, — wenn es ein paar Wochen eher — geregnet hätte?! — — Fräulein Riechens Gesicht ist ein wenig blaß geworden, während sie steht und den kleinen Kügelchen nachsieht, die zu ihren Füßen munter in die Regenschpfühen springen. Dann hat sie sich wieder gefaßt. — Sie kehrt ins Haus zurück und kommt nach einer Weile mit gereinigtem Schirm wieder. In holzengrader, aufgeregter Haltung wandert sie in die Stadt. Nur ihre kleinen Hände, die den Parapluie halten, zittern noch ein bißchen.

Von diesem Tage an gibt Fräulein Schwertfänger keinem Bettler, der an ihre Tür klopft, mehr Essen. Es sei denn, er hätte ausdrücklich darum gebeten. Und das tut ja stets nur sehr wenige. —

Sparen ohne zu darben.

Gedanken zum Weltspartag am 30. Oktober.

Das Wort „sparen“ hat heute keinen guten Klang, denn sehr mit Recht sagt man, daß man doch nur vom Ueberfluß, nie aber vom Lebensnotwendigen sparen könne und übriges Geld nirgends vorhanden sei. — Da liegt eben der Fehler. Kann man denn nur direkt in barem Gelde sparen? Geld ist doch nichts weiter als ein Sinnbild für Waren, das man des bequemeren Verkehrs wegen benutzt. Man könnte also ebensogut in Sachwerten sparen, die man dann umrechnet. Und es ist doch sehr die Frage, ob es nicht tatsächlich davon hier und da noch Ueberfluß gibt, mit dem verschwenderisch umgegangen wird.

Man kann beispielsweise sparen durch Erhalten. Nicht nur sorgsam gereinigte und fortgelegte Kleider und Schuhe halten länger und machen Neuanschaffungen seltener nötig, auch alles andere, was wir in unserer Umgebung in tadellosem Zustand erhalten, hilft sparen. Wenn die ungebogene Läuferede sorglich befestigt, die wacklige Trittleiter in Ordnung gebracht, der lockere Haken festgeschlagen wird, so liegt die Ersparnis nicht sofort auf der Hand; im Gegenteil sind sogar im Augenblick manchmal geringe Ausgaben damit verknüpft. Aber sie dienen ja nur dazu, größere Geldopfer zu vermeiden, also — zu sparen. Denn wer weiß denn so sicher, ob nicht die Mutter mit der wackligen Stiegleiter beim Fensterputzen umfällt, dabei die Scheiben zerschlägt oder sich den Fuß bricht, wodurch all die Kosten für Arzt, Apotheke, Pflege, Hilfe im Haushalt usw. nötig werden?

Zu dem Sparen durch Erhalten gehört auch, was wir für unsere Gesundheit tun. Wir sorgen vielleicht dafür, daß uns am Tage die nötige Erholungszeit bleibt, und nehmen es ruhig in Kauf, daß andere es für einen Mangel an Fleiß halten, wenn wir uns mittags ein Stündchen hinlegen oder ein Weildchen im bequemen Stuhl sitzen und einmal wirklich gar nichts tun. Aber dadurch bleiben wir sicher später ein paar Jahre länger arbeitsfähig und haben so — gespart! Oder wir brennen zum Entsetzen anderer, sehr sparsamer Leute eine Lampe mehr oder eine hellere Beleuchtung. Dafür aber brauchen wir nicht so früh zum Augenarzt zu gehen oder uns mit zerbrochenen Brillengläsern herumzuärgern.

Biel verschwendet wird auch an Zeit, die, wie uns der Amerikaner lehrt, auch Geld ist. Ich weiß, es gibt unendlich viele Menschen, die haben wenig Zeit. Aber wenn jemand nie Zeit hat, dann gibt das doch zu denken. Bieviel liegt da an der Einteilung! Wenn z. B. die Hausfrau sorgfältig überlegt, was in den nächsten Tagen gebraucht wird, so kann sie an der Zeit, die zum Einkufen nötig ist, viel sparen. Statt zwei- bis dreimal zu gehen, kann sie alles bei einem Gang erledigen.

Um richtig sparen zu können, braucht man aber Wissen und Verständnis. Um nur einiges zu nennen: Materialkenntnis beim Einkauf, wobei ein geringer Preisunterschied oft in keinem Verhältnis steht zum Qualitätsunterschied; Wissen z. B. auf dem Gebiet von Heizung und Lüftung, wobei mehrmaliges, kurzes aber gründliches Lüften einmaligem langen Öffnen der Fenster gegenüber eine Ersparnis an Heizstoffen bedeutet; Verständnis für die richtige Aufbewahrung von Vorräten, sowohl Nahrungs-

mitteln als auch von Wollkleidung, während der warmen Monate usw.

Sparen ist eine Frage des Wissens und Könnens. Sie erfordert viel Nachdenken und ständiges Weiterlernen. Denn mit der Entwicklung der Technik erschließen sich auch immer neue Gebiete, auf denen gespart werden kann. Wenn so das Sparen aus einem häßlichen Muß zu gern geübter Kunst wird, verliert es auch den Stachel und macht aus mißvergnügten frohgestimmte Menschen.

E. M. Ebelina.

Haustierzucht und -Pfleger.

Das Milchseihen.

Für die Gewinnung der Milch im Stall ist bekanntlich das Seihen von großer Bedeutung. In ausgesprochenen Käseereigebenden lehnen die Milchverarbeiter allerdings das Seihen der Milch ganz ab und verlangen vom Landwirt eine reine, ungesihte Milch. Sie begründen ihre Ablehnung damit, daß eine geseichte, sauber aussehende Milch, in der sich aber beim Melken Schmutz befand und aufgelöst hat, zu irreführender Beurteilung auf die Käseereitauglichkeit führen kann. Dieser Standpunkt läßt sich nur in ausgesprochenen Käseereigebieten aufrechterhalten, und auch nur dort, wo die Entfernung vom Stall zur Käseerei klein ist, so daß sich der Schmutz der ungesihten Milch nicht auflösen kann. Geseicht wird die Milch auch in diesem Falle, aber erst in der Käseerei, wenn man sich ein Bild über ihre Tauglichkeit gemacht hat. Im allgemeinen, und insbesondere für jeden Frischmilchlieferanten, gilt aber neben der Benutzung eines hygienisch einwandfreien und praktischen Melkeimers als zweites Gebot der Milchherzeugung: Das Seihen der Milch.



Die Entwicklung des Seihgeräts ging nun vom einfachen Ginnen über das Spezialseichtuch zum Wattefilter. In Fachkreisen besteht jetzt die Streitfrage: Seichtuch oder Wattefilter? Am frühesten hat man das Seichtuch angewandt. Seine Vorteile sind Einfachheit in der Handhabung, eine ziemlich lange Haltbarkeit und — wenn das ein Vorteil ist — die langjährige Uebung seiner Anwendung bei Landfrau und Schweizer. An Nachteilen fehlt es nicht. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Reinhaltung des Tuches, das ja immer wieder zum Seihen verwendet wird. Schon dieser Umstand allein sollte eigentlich dazu führen, zum Milchseihen einen Gegenstand zu verwenden, der nach jedermaligem Gebrauch weggeworfen werden kann. Was nützt das beste Seichtuch, wenn es nicht sauber zur Anwendung kommt? Die Möglichkeit des Ueberlaufens der Milch ist infolge der Schaumbildung und des damit verbundenen schlechten Durchflusses durch das Tuch ebenfalls vorhanden. Diese Nachteile werden bei der Benutzung des Wattefilters vermieden. Dieser Filter liegt zwischen zwei Sieben in einem Trichter und kann leicht ausgewechselt werden. Um einen raschen Durchfluß der Milch zu erreichen, ist der Trichter kegelförmig. Tuchreinigung und Schaumbildung fallen also gänzlich weg. In der hier beigegebenen Abbildung zeigt Fig. 1 ein eingelegtes, Fig. 2 ein eingespanntes Seichtuch; in Fig. 3 ist ein Wattefilter mit Sieben und Trichter (auseinandergenommen) gezeigt.

Dann und wann wird der Wattefilter abgelehnt, und zwar mit der Begründung, daß es sehr leicht vorkommen kann, daß das Einlegen der Watte überhaupt vergessen wird. Dieser Einwand erscheint reichlich unklar. Die Watte ist doch die Besonderheit und der Vorzug dieses Filters. Wie sollte nun gerade seine Hauptsache außer acht gelassen werden? Viel eher könnte die Anwendung des Wattefilters an dem Widerstande Neuem gegenüber und aus Gründen der damit verbundenen Mehrarbeit und Mehrkosten scheitern. Alles in allem kann der ganze Streit, der um die Frage Seichtuch oder Wattefilter geht, im Hinblick auf die Wichtigkeit der Gewinnung der Milch nur von Vorteil sein, weil er vielfach die Rässigen aufrüttelt, die bisher ihre Milch unsauber gewonnen und überhaupt nicht geseicht haben.

R. A. T. L.

Aus unserem Karitätenkasten.

32.
Der Simplontunnel ist 19 800 Meter lang und erstreckt sich zwischen Domo d' Ossola italienischerseits und dem Bahnhof Brig (Schweiz). Er ist der am tiefsten durchstochene Tunnel unter allen Alpen und 450 Meter tiefer als der St. Gotthard-Tunnel, 600 Meter tiefer als der Tunnel durch Mont Cenis. Er wurde im Laufe von 6½ Jahren fertiggestellt. Eine viel kürzere Arbeitszeit als für die vorgenannten, wenn man bedenkt, daß für den nur 15 Kilometer langen Tunnel des St. Gotthard 8 Jahre und für den Mont Cenis-Tunnel 13 Jahre gebraucht wurden.

33.
Ein Hase kann bergauf schneller laufen als bergab.

34.
In Kanada gibt es etwa 800 Pelztierfarmen, welche Füchse, Waschbären, Marder, Skunks, Kaschmirschafe, Viber, Bismatratten zum Zwecke der Pelzgewinnung züchten.

35.
Den Italienern ist der liebliche Duft der Rose im allgemeinen geradezu unerträglich, weshalb man in Italien auch wenig Rosen anbaut.

36.
Durch die Spalten des Gesteins des Simplon-Tunnels rinnen ungefähr 1000 Sekundenliter Wasser ins Gewölbe und durch den Parallelstollen ins Freie.

37.
Bis ins 18. Jahrhundert hingen die Schullehrer eine schwarz beschriebene weiße Tafel an ihr Haus, die Rechenmeister dagegen eine mit Gold beschriebene Tafel.

38.
Ein normaler erwachsener Mensch hat gegen 10 bis 20 Pfund Blut.

39.
Aus Fichtensamen kann man bis zu 20 Prozent Del auspressen.

40.
Neuere Forschungen haben ergeben, daß 10 bis 12 Prozent der Menschen Einshänder sind.

41.
Die Milch war nicht von Anfang an ein Nahrungsmittel für die Allgemeinheit. Dies erklärt sich daher, daß der heidnische Bauer ursprünglich das Rind nur deshalb züchtete, weil er die Milch den Göttern darbringen wollte. Erst später, als die milchgebenden Tiere überhand nahmen, bekamen auch die Priester Milch, dann die Könige und Fürsten und schließlich auch das gewöhnliche Volk.

42.
Die Gebirgsluft ist in einer Höhe von 620 Metern so rein, daß man feinerlei Mikroben mehr darin findet.

43.
Nomaden, also wandernde Völker, gibt es heute auf der Erde noch etwa 2 Millionen, das ist ein Achtel der Menschheit. Sie „bewohnen“ nahezu ein Zehntel der festen Landoberfläche. Auf 10 Quadratkilometer wohnen im Durchschnitt 7 bis 18 Nomaden. Sie leben hauptsächlich in Russisch-Turkestan, in Nordrußland und Nordafrika, Westsibirien und in Lappland.

44.
Bis zum 13. Jahrhundert sagte man für „Butter“ allgemein „Kuhschmer“.

45.
Der Mahagonibaum wächst ebenso wie der Cedrelastamm in den Urwäldern der heißen Zone. Um einen gefällten Mahagonistamm, der oft allein vorkommt, zum Flusse zu schaffen, ist es oft notwendig, Schneisen bis zu 20 Kilometer Länge zu schlagen.

46.
Die Wildente legt in einem Jahre sechs bis sieben Eier, während die zahme Ente 70 bis 80 legt.

47.
Der Philosoph Leibniz machte 1707 zuerst den Vorschlag, die damals von Hand gesteuerten Hähne der Dampfmaschine vom Gestänge der Maschine aus selbsttätig zu öffnen und zu schließen. Auch erwähnt er zum ersten Mal die allerdings erst über hundert Jahre später gebaute Heißluftmaschine.

fröhliche Ecke.

Menagerieweisheit. Herr (zum Tierwärter): „Kann das Kamel da auch Kunststücke machen?“ „Gewiß. Wenn ich ihm was vorwerfe, verbeugt es sich wie ein Mensch.“ (Wirft dem Tier Disteln hin.) Herr: „Ach, das bückt sich doch nur wegen des Futters.“ „Nun — und die Menschen nicht auch?“

Im Filmcafé. „Ich will morgen zu drehen anfangen. Der Film wird dreieinhalb Millionen kosten.“ „Haben Sie denn das Geld zusammen?“

Boshaft. „Wenn ich abends spät nach Hause komme, schimpft meine Frau nicht, sie schüttelt nur den Kopf.“ „Ihren?“